

## Der Student von Ulm

Zeit- und Sittengemälde aus dem 16. Jahrhundert

*Von Clara Mayer-Bruckmann*

Diese Geschichte ist unauflöslich verbunden mit meiner frühesten Kindheit, denn sie spielte, wie jeder Ulmer wußte, in dem alten Patrizierhaus meiner Großeltern in der Hirschstraße, nahe der steinernen Brücke. Wenn wir Kinder ungezogen waren, dann hieß es immer bei dem Gesinde: „Wenn Ihr nicht brav seid, kommt der Student mit dem Kopf unter dem Arm.“ Damals lernte ich das Gruseln, es war noch manches Merkwürdige in dem alten Hause.

Hier die Erzählung: Es gab damals fahrende Scholaren, die mit dem Ränzel auf dem Rücken von Hochschule zu Hochschule pilgerten und oft mit dem Hunger kämpfen mußten. Ihre Tracht war ein langes schwarzes Gewand mit dunkelfarbenem Barett. Aus dem Bücherranzen ragte die nie fehlende Zither hervor, zur Linken hing ein gewaltiger Raufdegen, und die Rechte führte einen Knotenstock.

Der Jüngling, von dem jetzt die Rede ist, war hoch gewachsen, gesund und schön anzusehen. Er hatte schon eine tüchtige Strecke zurückgelegt und stand jetzt auf dem Michaelsberg mit dem großartigen Ausblick auf die Stadt. Feierliche Glockentöne schallten herauf, und rauschende Trompetenstöße kündeten den Beginn des festlichen Gottesdienstes im Münster. Es wurde ihm weich ums Herz, und wie so oft gedachte er seiner traurigen Herkunft, denn er kannte weder Vater noch Mutter. Aber einmal muß ich doch hinter das Geheimnis kommen, ging es ihm durch den Sinn.

Mittlerweile war er in die Stadt gekommen; er verspürte ordentlichen Hunger, musterte seine Barschaft und trat in eine Schenke. Als er wie von ungefähr aus dem Fenster schaute, entdeckte er zu seiner Freude einen Studienfreund, der sogleich hereingestürmt kam mit dem Rufe: „Bist Du es wirklich, Johannes Treumund?“ Sie umarmten sich. Es war Rudolf zur Linden, sein bester Freund, mit dem er in Padua studiert

hatte. Nun ging es an ein Erzählen, denn Rudolf wollte alles wissen.

Johannes hatte es nach der Abreise seines Freundes nicht mehr lange bei den Welschen gefallen, ein paar Monate darnach schnürte er sein Bündel und wanderte über die Alpen nach Frankreich, wo er sich in Paris niederließ, nebenher mit Lektionen Geld verdiente; dann ging es weiter nach Prag, doch auch hier litt es ihn nicht lange, und das Heimweh trieb ihn über den Rhein zurück nach Deutschland. Ein armer Scholar blieb er, der bald vor vornehmen Herren seine Gelehrsamkeit entfaltete, bald im Lichtkarz Schelmenlieder sang und zum Tanze aufspielte.

„Du mußt aber alles erfahren.“ Rudolf horchte auf. „Du weißt, wie einsam ich auf der Welt dastehe, ist es verwunderlich, wenn ich endlich wissen möchte, wie ich eigentlich auf die Welt gekommen bin? In solche Gedanken versunken ging ich eines Abends in Prag meiner Behausung zu, da hörte ich ein Wimmern und sah am Boden ein altes Mütterlein liegen, das vergeblich bemüht war, sich aufzurichten. Natürlich sprang ich herbei, um ihr zu helfen und sie heimzubegleiten. Als ich mich dann entfernen wollte, sah sie mir aufmerksam ins Gesicht und meinte: ‚Ihr seid ein guter junger Herr, aber nicht glücklich‘. ‚Ihr mögt recht haben, denn ich stehe ganz einsam in der Welt‘. Die Frau öffnete meine Hand und besah sich die Linien: ‚Nun, ein Glücksvogel seid Ihr offenbar nicht‘. Die wunderliche Alte durchforschte mein Gesicht und sagte dann: ‚Ihr seid gewiß aus dem Süden des Reiches? Geht wieder nach dem Süden, dort werdet Ihr erfahren, was Ihr wissen möchtet.‘ Diese Worte gingen mir immer durch den Kopf. Drei Tage nachher verließ ich die Stadt, durchreiste die südlichen Gegenden unseres Vaterlandes und kam mehr zufällig als absichtlich nach Ulm. Hier hast Du meine Geschichte.“

Rudolf hatte aufmerksam zugehört, dann füllte er die Gläser mit den Worten: „Das ist kein Zufall, sondern ein guter Geist, der Dich hierher geführt hat. Weißt Du noch, wie Du mir zweimal das Leben gerettet hast? Bleibe bei mir, ich will alles mit Dir teilen, denn ich bin frei und reich.“ Es war aber nicht die Art von Johannes, solch edles Angebot hinzunehmen, denn sein Grundsatz war, der eigenen Kraft zu vertrauen und sich rüstig durchs Leben zu schlagen. Vor allem wollte er seine erworbenen Kenntnisse verwerten und bat den Freund, ihm eine Stelle bei einem Ulmer Patrizier zu verschaffen. Rudolf verstand ihn, wenn er auch sehr enttäuscht war, und versprach, seinen Wunsch zu erfüllen.

22 Jahre vor der soeben geschilderten Ankunft Treumunds in der Reichsstadt klopfte an einem Herbstabend ein bleiches Weib an die Pforte eines Frauenklosters in Franken. Die Pfortnerin öffnete und ließ die Fremde eintreten. Aus dem zerlumpten Mantel nahm sie ein zartes Knäblein. „Um Gottes und der Barmherzigkeit willen gebt Obdach einer armen Verstoßenen und ihrem verlassenen Kinde“, dann sank sie ohnmächtig zu Boden. Die Nonne mühte sich um die Fremde, nahm das Kind in ihre Arme und meldete den sonderbaren Vorfall der Äbtissin, einer edel gesinnten Frau. Sie ließ alles zur Pflege der Unglücklichen und des halbverhungerten Säuglings anordnen. Das Knäblein genas unter der liebevollen Pflege, aber die Mutter wurde von Tag zu Tag schwächer.

In ihrer letzten Stunde ließ sie die Äbtissin an ihr Lager bitten und sprach zu ihr: „In einer der ansehnlichsten Städte des Schwabenlandes als einziges Kind reicher Eltern bin ich aufgewachsen, gesund und fröhlich. Mein Vater war eine strenge Magistratsperson, aber im Familienkreis merkte man nichts davon. Er liebte mich über alle Maßen und verwöhnte mich zum Kummer meiner Mutter sehr. Meine Eltern waren stolz auf meine Schönheit und hatten schon manchen Freier abgewiesen, mir selbst hatte keiner Eindruck gemacht. Ich war 19 Jahre alt, da nahmen mich meine Eltern mit zu einem festlichen Geschlechtertanz. Der letzte Sproß einer verarmten Patrizierfamilie, der soeben aus fremden Kriegsdiensten heimgekehrt war, bot mir die Hand zum Reigen. Ich lernte Ludolf lieben und glaubte seinen feurigen Schwüren. Wir sahen uns häufig, er hatte es verstanden, sich das Vertrauen meiner Eltern zu erschmeicheln. Als mein Vater hinter unser wirkliches Verhältnis kam, war er rasend, daß ein armer Schlucker es wagte, die Augen zu seiner Tochter zu erheben und wies ihm mit schimpflichen Reden die Türe. Er erreichte das Gegenteil. – Ich hing an Ludolf und gab mich ihm ganz

hin. Die Folgen blieben nicht aus, so daß ich gezwungen war, alles zu gestehen. — Als mein Vater die Schande seines einzigen Kindes hörte, ergriff er mich an den Haaren, zog mich die Treppe hinab und schleuderte mich auf die verschneite Straße. Ich schleppte mich zum Hause meiner Freundin, die meine Vertraute war. Von ihr hörte ich große Neuigkeit, von der die Stadt voll war, daß Ludolf von einem reichen Onkel zum Erben eingesetzt worden war. Stumm ging ich zu seinem Hause, das festlich erleuchtet war, er „feierte“ den Tod seines Onkels. Durch einen Diener ließ ich ihn heraufrufen. Ich entdeckte ihm, wie es um mich stand, wie mich die Eltern verstoßen haben. Ein höhnisches Lächeln flog über sein Gesicht, da umschlang ich seine Knie und flehte ihn an, die Mutter seines Kindes vor Schmach zu retten. ‚Du glaubst wohl, daß ich, einer der reichsten Männer der Stadt, mich zu einem Weibsbild herablasse, das der eigene Vater verstoßen hat?‘ Und er befahl seinen Dienern, mich aus dem Hause zu stoßen, damit mir die Lust vergehe wiederzukommen. Rohe Fäuste ergriffen mich. — Ich taumelte in die Winternacht hinaus. Vollkommen erschöpft erreichte ich ein einsames Bauernhaus, wo ich gastliche Aufnahme fand. Ein hitziges Fieber warf mich aufs Lager. Langsam genesend gebar ich einen Knaben, er heißt Johannes. Was ich an Barschaft hatte, gab ich den guten Leuten und wanderte hinaus in die Welt, durch Almosen mein Leben fristend. Da hörte ich von der Mildtätigkeit eines nahegelegenen, bekannten Frauenklosters. . .“

Ihre Kraft war erschöpft. Die Äbtissin beugte sich erschüttert zu ihr nieder. Ein letzter Kuß, ein flehender Blick zu der Äbtissin: „Verlasset mein Kind nicht, die Barmherzigkeit Gottes ist unendlich.“ Das Versprechen, das sie der sterbenden Mutter gegeben hatte, erfüllte die Äbtissin treulich — dieser Knabe ist eben der, den wir als erwachsenen Jüngling kennengelernt haben, es ist Johannes Treumund.

Bürgermeister zu sein hielten viele Männer der stolzen freien Reichsstadt für den Gipfel des Ruhmes. Der Patrizier Ludolf Ullmann hatte ihn bereits im Alter von 45 Jahren erklommen. Zwar wurde manches über seine Vergangenheit gemunkelt, über seine Härte, seinen Stolz, aber – Geld regiert die Welt! So war es, so ist es und so wird es bleiben. Sein Besitz erstreckte sich weithin; außerhalb der Ringmauern der Stadt besaß er Schlösser und Güter, und seine Warenlager enthielten unermeßlichen Reichtum. Ein wackeres Weib stand ihm zur Seite, er hatte eine blühende Tochter von 16 und einen Knaben von 10 Jahren. Oft fragten sich die Leute, ob dieser

Mann wohl glücklich sei mit dem finsternen, hochmütigen Gesicht, dem eiskalten Wesen.

Eines Tages erklärte der Bürgermeister beim Mittagsspeisen seiner Frau, er habe einen Lehrer für die Kinder in Dienst genommen, der den Knaben erziehen und Agnes die welsche Sprache beibringen solle. Er sei hoch gebildet, habe seine Gelehrsamkeit in fremden Ländern erworben und stünde allein in der Welt. Sein bester Freund sei Rudolf zur Linden, der ihm den jungen Mann empfohlen habe. Schon morgen werde er seinen Einzug halten, und er wünsche, daß er seiner Bildung entsprechend behandelt werde.

Einige Wochen darauf lud Rudolf seinen Freund zum Abendessen; dabei erkundigte er sich, wie es ihm gefalle. Die Art des Bürgermeisters liege ihm ganz und gar nicht, dagegen sei er wohl zufrieden mit den Zöglingen. Der wilde, vorwitzige Leupold hänge bereits sehr an ihm, und er hoffe, etwas Tüchtiges aus ihm zu machen. Und Agnes? „Sie ist reizend und gibt sich große Mühe mit der Sprache.“ Rudolf versuchte ihn zu necken, aber Johannes meinte, da brauche er keine Sorge zu haben. Nie vergesse ich, was die Äbtissin auf dem Totenbett zu mir gesagt hat: „Hüte Dich vor der Liebe, Johannes, hüte Dich!“

Während dieses Gesprächs wurden die beiden von einem alten Manne beobachtet, der sie unausgesetzt anstarrte und zwischen den Zähnen murmelte: „Nie sah ich eine größere Ähnlichkeit. Wie aus dem Gesicht geschnitten.“ Die jungen Männer sahen zu ihm hinüber. „Ach, das ist ja der alte ehrliche Christian, der Diener meines Veters, des alten Ratsherrn. Was macht mein ehrwürdiger Vetter?“ Der Alte schien nichts zu hören; ohne zu antworten trat er auf Johannes zu mit der Frage, wie alt er sei. Verwundert antwortete dieser, eben habe er das 22. Jahr zurückgelegt. Noch immer murmelnd verschwand der Greis. „Was ist mit dem Manne? Er starrte mich ja an, als sähe er einen Geist.“ Auch Rudolf konnte sich das seltsame Gebahren des Alten nicht erklären.

Johannes gab sich Mühe mit seinen Zöglingen und hatte schönen Erfolg. Nach dem Unterricht zog er sich auf seine Stube zurück, um weiter zu studieren. Dann nahm er Mantel und Barett und schlenderte durch die Gassen des lustigen Ulm mit seinem unzertrennlichen Freunde, dem reichen Patrizier. Sie ritten zusammen, ruderten, übten sich im Armbrustschießen und so weiter. Johannes war in allen körperlichen Übungen sehr gewandt, ein flinker Tänzer, rüstiger Zecher, gern gesehen bei jung und alt. Alles lauschte gerne seinen munteren Schwänken und fröhlichen Liedern. Er fühlte sich geborgen und segnete die Stunde, die ihn in die Stadt geführt hatte.

Eines Tages fand er seinen Freund in sorgenvollen Gedanken versunken. Dieser sollte nach dem Testament eines verstorbenen Onkels vor seinem 25. Lebensjahr freien, und zwar die Tochter seines besten Freundes, des Bürgermeisters. Nur dann könne er in den Besitz der reichen Erbschaft kommen. Viel Zeit habe er nicht zu verlieren, denn in drei Monaten erreiche er das 25. Lebensjahr. Er gestand, daß ihn schon länger eine innige Neigung zu Agnes erfaßt habe, er finde jedoch keinerlei Gegenliebe. Die Mutter von Agnes habe ihm gesagt, daß das Mädchen ihn wohl achte, aber nicht lieben könne. Rudolf bat den Freund, ihn auf den nächsten Geschlechtertanz zu begleiten und ihm Gelegenheit zu einer vertraulichen Unterredung mit Agnes zu verschaffen.

Werner Thiebach, der alte Ratsherr, war als menschenscheu bekannt. Es gab nur einen Gedanken, der ihn am Leben erhielt: Rache an dem Verführer seiner Tochter, die verschollen war. Seit dem Tod seiner Frau lebte er allein mit dem alten Christian in dem schönen düsteren Hause. Nie sah man ihn in Gesellschaft, er schien abgestorben für das Leben, nur von einem Gedanken beherrscht. Ziel seiner Rache war der Bürgermeister Ullmann. Er sann nur darüber nach, wie er diesen zu Fall bringen könnte. Jetzt endlich, nach einem halben Menschenalter, schien die Erfüllung nahegerückt.

Er saß in einen mächtigen Folianten vertieft, als Christian klopfte. „Es ist, wie ich Euch sagte, edler Herr. Meine Vermutungen scheinen sich zu bestätigen. Mir fiel sofort die Ähnlichkeit auf, wie ich den jungen Mann zuerst sah; außerdem sagte er selbst, er sei 22 Jahre alt, das stimmt genau mit der Zeit überein. Übrigens hat Treumund den besten Ruf und genießt große Achtung. Weiter erfuhr ich, daß Johannes weder Vater noch Mutter kenne. Eine Äbtissin in Franken nenne er seine Erzieherin. Dort soll seine Mutter gestorben sein. Zug für Zug ist er Eurer Tochter wie aus dem Gesicht geschnitten.“ Lange Stille. Dann befahl der Ratsherr dem Diener, seine Festkleider herzurichten, er wolle sich heute Abend bei dem Geschlechtertanz selbst von der Ähnlichkeit überzeugen.

Der weite Tanzboden der „Oberen Stube“ bot einen prächtigen Anblick. Schwere Seidengewänder rauschten, edles Geschmeide funkelte. Wie stolz nickten die wallenden Federbüsche von den aufgekrempten Männerhüten und den anmutigen Frauenpiretten! Die Musikanten boten alles auf, die Trompeten schmetterten, die Fiedel sang ihr tolles Lied. An den Wänden saßen an blendend weißgedeckten Tafeln, die von Silbergerät blitzten, die Herren und Damen

der stolzen Patriziergeschlechter, während die fröhliche Jugend sich im Kreise drehte. Mit einem rauschenden Tusch endete der Tanz. Rudolf führte Agnes auf ihren Platz zurück, auch Johannes hatte den Tanz mitgemacht. Wiederholt wurde er aufgefordert, ein Lied zu singen; alles hörte ihm begeistert zu, auch von Agnes erhaschte er einen glühenden Blick.

Rudolf warb um Agnes. Das Mädchen atmete beklommen, als sie von Liebe hörte, die sie nie erwidern konnte. „Hat Euer Herz wohl schon gewählt? Und ist vielleicht mein Freund der Glückliche?“ Purpurglut überströmte das zarte Antlitz. „Ihr sagt es.“ „Und erwidert Johannes Eure Gefühle?“ „O Herr,“ flüsterte Agnes tonlos, „er ahnt nichts von meiner Leidenschaft.“ „Wenn es so steht, dann laßt mich Euch als Freund zur Seite stehen.“

Das Erscheinen des greisen Rats Herrn erregte das größte Aufsehen. Ullmann erschrak sichtlich bei seinem Anblick, nahm sich zusammen und begrüßte ihn als Bürgermeister weltgewandt. Es schien, als suche Thielebach etwas, denn immerfort spähte er in den Saal. Noch hatte er nichts gesehen, da trat Christian an seine Seite und flüsterte ihm zu: „Der Drittletzte in der Tänzerreihe ist unser Mann.“ Da fiel sein Blick auf Johannes, der heiter plaudernd an der Seite seiner Tänzerin dahinschritt. Lang, scharf und durchbohrend haftete der Blick des Rats Herrn auf dem Jüngling. Eine gewaltige Aufregung durchzitterte die hageren Glieder, die starken Muskeln seines Gesichts zuckten; er fuhr von seinem Sitze auf, ging auf den jungen Mann zu, legte seine Hand auf dessen Schulter und rief mit lauter Stimme: „Halt, junger Mann, wer seid Ihr?“ Der Student war wie vor den Kopf geschlagen über die unerwartete und unhöfliche Anrede; er wollte eben in gleichem Tone antworten, da näherte sich Christian seinem Herrn und flüsterte ihm etwas zu. Der alte Rats Herr kam zu sich, gab dem Studenten den Weg frei und verließ die Gesellschaft. Eine merkwürdige Stimmung kam über die Gäste. Jeder fragte sich: Was war geschehen? Niemand wußte die Frage zu beantworten, aber jeder fühlte, daß Ungewöhnliches vor sich ging. Die rechte Fröhlichkeit war dahin. Auf dem Heimweg näherte sich der alte Christian dem Studenten und bat ihn mit höflichen Worten, den ehrsam Rats Herrn Thielebach in seinem Hause am Frauentor aufzusuchen, er habe Wichtiges mit ihm zu besprechen. Johannes war über diese Einladung erstaunt, sagte jedoch zu.

Im Hause des Bürgermeisters herrschte Gewitterstimmung. Ullmann lief umher wie ein grimmiger Löwe. Er war wütend über seine Tochter, die den Freier abgelehnt hatte mit der Begründung, ihr Herz

habe schon gewählt. Plötzlich durchzuckte ihn eine widerliche Ahnung. Wie, wenn der Abenteurer das Herz der Tochter gestohlen hätte? Er ließ durch seinen Diener den Studenten sofort herbeiholen. Der Bürgermeister sah ihn lange und durchdringend an: „Ihr seid der Freund Rudolfs zur Linden?“ „Gewiß, und ich bin stolz auf diese Freundschaft.“ „Würdet Ihr ihm einen wichtigen Freundschaftsdienst erweisen?“ „O gewiß, das weiß Rudolf sehr wohl.“ „Ihr habt Gelegenheit, dies durch die Tat zu beweisen.“ Plötzlich richtete Ullmann sich auf und sagte in raschem Tone: „Kennt Ihr das Ding, das man die Liebe nennt?“ Ein stechender Blick begleitete diese Worte, so daß Johannes erschrak. Er faßte sich aber und sagte: „Ich müßte die Dichter der Alten nicht studiert haben und nicht in Welschland gewesen sein, wenn ich das nicht wüßte. Meine Kenntnis dieses Gefühls ist indessen nur sehr allgemein, ich danke Gott, daß ich nicht genauer mit der Leidenschaft bekanntgeworden bin.“ Nun stand Ullmann wie der leibhaftige Verführer vor ihm und sagte: „Und wenn nun ein Mädchen, jung, schön, reich, aus angesehener Familie, Euch ihre Neigung schenken würde; würdet Ihr diese erwidern?“ Ein lauernder Blick traf ihn, der sein Blut gerinnen machte. Entrüstet antwortete er mit bebender Stimme: „Ich weiß nun, gestrenger Herr, was Ihr mit Euern sonderbaren Fragen wollt. Ich bin von meinem Freunde über alles unterrichtet, möchte aber wissen, wie ich in den Verdacht einer unziemlichen Neigung komme; ich kenne die Kluft, die mich armen namenlosen Schüler von der Tochter des ersten Bürgermeisters trennt.“ Ullmann schwieg, dann fragte er wütend: „Habt Ihr meiner einfältigen Dirne jene albernen Flausen in den Kopf gesetzt?“ „Nein“, entgegnete Johannes mit kalter Ruhe und leiser Stimme. „Gut, Ihr habt wohl daran getan, denn ich kann meine Tochter an keinen Abenteurer werfen, an dessen Geburt wahrscheinlich die Bastardschande haftet.“ Damit wies er ihm die Türe.

Johannes dachte nicht daran, diese Beschimpfung ruhig hinzunehmen. „Mag auch meiner Geburt die Schande anhaften, ich bin unschuldig. Ihr aber solltet Euch hüten, einen Mann zu beleidigen, der die Schandtaten Eurer Jugend kennt.“ Ullmann erblaßte und zuckte zusammen. „Wie ich höre, besucht Ihr in letzter Zeit den Rats Herrn Thielebach, und ohne Zweifel habt Ihr von ihm diese Dinge vernommen.“ Johannes hatte sich rasch gefaßt und entgegnete: „Ich wollte Euch nicht beleidigen, aber es war immer mein Grundsatz, für einen empfangenen Schlag auch einen auszuteilen. Im übrigen leugne ich meine Besuche bei Thielebach nicht; der Greis hat mich lieb gewonnen,

warum weiß ich nicht. Ihr dürft aber überzeugt sein, daß über meine Lippen kein Wort von dem Gesagten kommt. Nur, Herr Bürgermeister, nach dem, was jetzt vorgefallen ist, möchte ich nicht länger unter Eurem Dache weilen und deshalb gedenke ich, Abschied zu nehmen und mein Glück woanders zu versuchen."

Das hatte Ullmann nicht erwartet. Er meinte, sein Sohn würde untröstlich sein, er brauche ihn dringend als Lehrer. Johannes blieb aber bei seinem Vorsatz, obwohl er wußte, daß Ullmann nun sein grimmiger Feind geworden war und ihm nie verzeihen würde. Warte nur, Jüngelchen, war in dem giftigen Blick zu lesen, den Ullmann dem Studenten nachsandte, du sollst erfahren, was es heißt, den Bürgermeister Ullmann zu beleidigen.

Der Ratsherr hatte inzwischen einen Racheplan gesponnen. Er befahl dem Diener, sein Prunkgewand bereitzulegen. Christian, der von allem wußte, war wie erstarrt und konnte sich kaum rühren in dem Gedanken an das Ungeheuerliche, was jetzt vor sich gehen sollte. „Herr, es ist ein entsetzlicher Frevel, laßt die Hände davon.“ „Stille, Alter, meinst Du, ich lasse mich von Deinen Faselien abhalten und scheue zurück vor der Erfüllung des einzigen Wunsches, den ich auf Erden habe? Du bist der einzige Mensch, der in alles eingeweiht ist und mußt bis zum Ende zu mir stehen; jetzt beweise Deine Treue.“

Es war Zeit, zum Bankett zu gehen. Thielebach befahl dem alten willenlosen Diener, sich fest hinter seinem Sitz zu halten und auf den rechten Augenblick zu achten, wo er handeln müsse, schnell und vorsichtig. An diesem Abend sollte der Geburtstag des Bürgermeisters in den prunkvollen Räumen seines Hauses gefeiert werden. Zum Feste waren alle Ratsherren geladen; doch rechnete niemand damit, daß Thielebach kommen werde. Alles war aufs äußerste überascht, als er dennoch erschien, am meisten der Bürgermeister selbst, der sich jedoch nichts anmerken ließ. Nachdem er die Glückwünsche entgegengenommen hatte, bat er seine Gäste, sich an der Tafel niederzulassen, die von Silber und Kristall blitzte und mit herrlichen Blumen geschmückt war. Johannes saß neben seinem Freunde Rudolf, und nicht weit von den beiden der Ratsherr. Zufällig hörte er, wie Johannes von seinem Abschied sprach, und er sagte über den Tisch, hoffentlich dürfe er noch einen Abschiedsbesuch erwarten. Johannes versprach das.

In diesem Augenblick wurde vom Leibdiener ein verhüllter Gegenstand hereingetragen und vor den Bürgermeister hingestellt. Dieser entfernte das verhüllende Tuch und öffnete mit einem goldenen Schlüsselchen die Kapsel, der er einen goldenen Pokal

entnahm, der mit seltenen Edelsteinen geschmückt war, ein Stück erlesenster Arbeit. Aller Blicke richteten sich auf das Kleinod, das Ullmann mit edlem Tokaier füllte. Er sprach: „Dieser Pokal ist ein altes Erbstück meiner Familie und wurde auf merkwürdige Weise erworben. Als im zwölften Jahrhundert König Konrad III. aus dem Hause der Hohenstaufen in das gelobte Land zog, um gegen die Sarazenen zu kämpfen, war in seinem Gefolge ein Ullmann, den meine Familie mit Stolz ihren Ahn nennt. Er zeichnete sich in allen Kämpfen aus und erwarb sich das besondere Vertrauen des Königs. Da geschah es, daß bei der Erstürmung eines festen Schlosses der Sarazenen mein Ahn der erste war, der die inneren Gemächer der Burg betrat und ein wunderschönes Fräulein zur Gefangenen machte. Es war das einzige Kind des mächtigen Emir, dem das Schloß gehörte. Mein Ahn, gerührt durch die Schönheit und das Flehen der Jungfrau, schützte sie vor Mißhandlungen und brachte sie mit sicherem Geleit zu ihrem Vater, der der Verzweiflung nahe gewesen war. Zum Dank verabreichte dieser dem Retter seines Kindes den köstlichsten seiner Schätze, diesen Pokal. Er vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht und hatte die mannigfaltigsten Schicksale. Und nun gebe ich mir die Ehre, mit edlem Tokaier auf das Wohl meiner Gäste zu trinken.“ Er leerte den Becher, dann füllte er ihn wieder und bot ihn dem ihm zunächst sitzenden Thielebach an; und so ging er reihum. Immer höher stiegen die Wogen der Lustbarkeit, in hellem Jubel endete das Bankett. Es war Herbst geworden. Johannes trug wieder die Tracht der fahrenden Schüler. Wechselnde Gedanken bewegten ihn, wenn er so über alles nachdachte. Der schreckliche Ullmann, die liebliche Agnes, die ihm zum Abschied ein goldenes Kettchen geschenkt hatte, der Feuerkopf Leupold. Plötzlich gab es ihm einen Stich durchs Herz. Was mochte wohl den alten Thielebach bewogen haben, sich so für ihn zu interessieren? Weshalb teilte er mir Dinge über Ullmann mit, die ich nicht zu wissen brauchte. Sollte er wohl über meine Mutter mehr wissen wie ich selbst? Er nahm eine kleine goldene Kapsel aus dem Busen hervor, drückte auf eine Feder, und da erschien ein kleines, auf Elfenbein gemaltes Bildchen, das ein Mädchen in der Blüte der Jahre darstellte. Er war ganz versunken in den Anblick, als er plötzlich hinter sich Pferdegetrappel und Waffengerassel hörte. Er stand still und lauschte.

Es dauerte nicht lange, da kam eine kleine Reiterschar der Ulmer Stadtknechte geradeswegs auf ihn zu. Der Stadthauptmann rief ihm artig und höflich zu: „Verzeit, Herr Scholar, wenn wir Eure Reise unterbrechen,

aber Ihr müßt ins edel Ulm zurückkehren.“ „Ihr seht mich sehr erstaunt, bitte, sagt mir doch, um was es sich handelt.“ „Dem gestrengen Herrn Bürgermeister muß viel an Eurer Person gelegen sein.“ Plötzlich erinnerte sich Johannes, daß er den mächtigen Ullmann beleidigt habe und daß dieser, wie jedermann in Ulm wußte, nie verzeihen würde.

Johannes war wie erstarrt, als ihm alles abgenommen wurde und die Reiterschar ihn in die Mitte nahm. Im düsteren Stadtgefängnis wurden seine Sachen untersucht und er glaubte, sein Herz müsse brechen, als man in den Falten seines Ranzens jenen köstlichen Pokal fand, der beim Bankett bei Ullmann so große Bewunderung erregt hatte.

Die erste Gerichtsverhandlung begann, die Fesseln wurden ihm abgenommen und die Frage gestellt, ob er wisse, warum er hier stehe? „Nein“, antwortete mit fester Stimme der Angeklagte. „Ihr gesteht also Euer Verbrechen nicht?“ „Nein, das kann ich nicht, ich weiß nicht, auf welche Weise der Pokal in mein Ränzchen gekommen ist.“ Nun wurde er ausgefragt nach Geburt und Herkunft, und sie hörten, was wir bereits wissen. Die edle Äbtissin habe noch im Tode für ihn gesorgt und eine beträchtliche Summe für sein Studium hinterlassen.

Zu seinem größten Schmerz merkte Johannes im Laufe der Untersuchung, daß der Ratsherr Thielebach nun auch sein erbitterter Feind geworden war und ihn des schändlichen Verbrechens bezichtigte. „Wißt Ihr, was Euer harrt, wenn Ihr beim Leugnen bleibt?“ „Ich beharre dabei, so wahr mir Gott helfen möge. Wohl weiß ich, daß ich einen Mann beleidigt habe, der nie verzeihen kann. Ich werde zu sterben wissen. Meine Unschuld ist meine Stärke.“

Das verhängnisvolle Bankett war damals vorbeigegangen. Da auf einmal geriet das Haus Ullmann in stürmische Bewegung, und eine grelle Stimme rief: „Der Becher ist fort; ich kenne den Dieb.“ Eine furchtbare Ahnung beklemmte Agnes' Brust, dann hörte sie von der Gefangennahme des Geliebten. Sofort stand der Entschluß in ihr fest, alles zu tun, um ihn zu retten, und sie besprach sich mit seinem Freunde.

Es war Nacht, als zwei dunkle Gestalten durch die Gassen zum Gefängnis schlichen. Alles war verabredet zur Flucht. Der Wächter wurde durch einen Schlaftrunk unschädlich gemacht. Rudolf hatte durch einen jungen Burschen, der ihm sehr ergeben war, alles in die Wege geleitet. Die schweren Schlösser des Kerkers wurden geöffnet. Johannes saß am Fenster und stieß einen leisen Schrei aus beim Anblick der beiden. In aller Eile wurde ihm der Plan mitgeteilt,

daß er über die Donau ans jenseitige Ufer gebracht werden solle, wo Pferde und Geld seiner harreten. Ein Empfehlungsschreiben an Rudolfs Vetter in Innsbruck sei auch dabei.

Aber was sie auch sagten, wie sie ihn beschworen, Johannes lehnte alles ab, wenn auch tief bewegt. Wenn er fliehe, sähe es ja aus, als ob er schuldig wäre. Gott werde ihm helfen, das Furchtbare zu überstehen. Agnes brach ohnmächtig zusammen, da klopfte es, der junge Wärter stand da und beschwor sie, sofort zu gehen, der Kerkermeister sei aufgewacht und könne jeden Augenblick kommen. Rudolf trug Agnes hinaus, ein letzter Blick, und die schwere Türe fiel ins Schloß.

Die Untersuchung ging weiter mit allen nur erdenklichen Folterqualen, doch Johannes blieb standhaft und kein Laut kam von seinen Lippen, obwohl er nur noch wie ein Schatten seines früheren Selbst aussah und die schöne Gestalt gebrochen war. Der Prozeß schritt immer rascher seinem Ende entgegen. Im 16. Jahrhundert stand ein Menschenleben nicht gar hoch im Kurs.

Drei Männer schritten an einem der nächsten Tage zum Gefängnis. Als sie zur Türe kamen, drang ihnen Gesang entgegen, der in klagenden Tönen endete, so fanden sie den Studenten mit der Zither in den gefesselten Händen. Sie kamen, um ihm sein Todesurteil zu verkünden. Er antwortete nur: „Ich wußte, daß es so kommen würde“, und dann mit strahlender Stimme: „Meine Unschuld ist meine Stärke.“ „Habt Ihr noch etwas zu wünschen?“ „Wollt Ihr mir große Freude machen, dann gestattet meinem Freunde Rudolf zur Linden Zutritt zu mir.“ „Das soll geschehen.“ Der Abschied der beiden treuen Freunde war erschütternd. „Also alles verloren“, sagte Rudolf. „Wenn Sterben alles verlieren heißt, dann allerdings ja. – Reden wir aber nun von Dir. Wie steht es mit Deinen Heiratsplänen?“ „Glaubst Du, ich nehme ein Mädchen, das mich nicht lieben kann und dazu diesen Schwiegervater?“ – „Doch wir haben nicht mehr viel Zeit zu verlieren, zwei Wünsche hätte ich noch, daß mein Gebein in eine christliche Begräbnisstätte komme und daß man mir dieses Kleinod lassen soll.“ Dabei zog er die goldene Kapsel mit dem Bildchen seiner Mutter hervor. „Ich bürge Dir dafür, auch werde ich Dich auf Deinem letzten Gange begleiten.“ „Das wirst Du nicht, ein junger Mann aus edlem Geschlecht darf nicht an der Seite eines Verurteilten erblickt werden. Du mußt das einsehen.“

Der Todestag war angebrochen. Aus dem Munde des Priesters, der ihn besuchte, erfuhr Johannes von der Erfüllung seiner Wünsche, und daß sein Freund noch

am selben Abend die Stadt verlassen habe, um eine weite Reise anzutreten. Noch einmal kamen die Richter, um ihm den Stab vor die Füße zu werfen als Zeichen des Todesurteils. Seine Antwort lautete wie immer: „Ich vertraue auf Gott.“

Halb Ullm war auf den Beinen und zog zum Hochgericht. Am Rande des Blutgerüsts richtete sich Johannes, soweit er dies noch vermochte, auf und ließ die Blicke umherschweifen. Da entdeckte er Ullmann, und mit einer Stimme, die durch Mark und Bein ging, rief er: „Ich fluche Dir mit der letzten Kraft meiner Seele, und Gott, der Rächer der Unschuldigen, wird meinen Fluch vollstrecken.“ Ullmann erbebte, jede Farbe war aus seinem Gesicht gewichen. Dann wandte sich Johannes dem Volke zu: „So wahr ich unschuldig bin, so wahr werden drei Frösche aus meinem Grabe springen.“ Wenige Minuten darauf war alles vorüber. In diesem Augenblick kam der Leibdiener und flüsterte dem Bürgermeister ins Ohr: „Herr, Eure Tochter liegt im Sterben, kommt so rasch Ihr könnt.“ Da flimmerte es dem Bürgermeister vor den Augen. „O Vater, Schwester Agnes ist tot“, rief ihm schluchzend sein Sohn entgegen.

Der Sarg des hingerichteten Studenten stand in einem düsteren Gelaß, von Pechfackeln erhellt. Der Deckel war abgenommen und über den Leichnam beugte sich der Ratsherr Thielebach, regungslos auf den Hingerichteten starrend. „Schlaf wohl“, murmelte der Greis, „aber noch ist mein Werk nicht vollendet. Ich gehe Dich und mich zu rächen.“ Plötzlich hörte er ein Geräusch und zog sich in den Schatten zurück. Der tief verummte Ullmann trat ein und schritt auf den Sarg zu. Thielebach trat aus seinem Versteck hervor. „Ha Bürgermeister, bist Du hier, um Dich an dem Anblick unseres Opfers zu weiden? Nicht Du hast ihn getötet, ich habe es getan. Erinnerst Du Dich noch an jenes Bankett? Auf meinen Befehl mußte Christian

am Morgen des Abschieds das Kleinod in das Ränzel schmuggeln, das im Vorzimmer lag. Der Jüngling war so schuldlos und rein wie nur je ein Mensch gewesen.“ Ein heiserer Schrei brach aus dem Munde Ullmanns. „Kannst Du ahnen, warum ich mich zum Verbrechen erniedrigt und den Schuldlosen geopfert habe? Du erinnerst Dich gewiß noch an das einzige Kind Thielebachs, an meine Engeltraut? Du machtest sie zur Metze, Du entehrtest mein Kind, meinen Stamm und Namen. Du triebst sie ins Elend hinaus, nachdem ich sie in allzu raschem Vatergrimm verstoßen hatte. Jahre habe ich über Rache gebrütet, bis endlich der Tag kam.“

Dann nahm er ihn mit hartem Griff am Arm und sagte: „Sieh, Ullmann, das ist Dein Sohn, und wenn Du es nicht glaubst, dann sieh Dir das Bildchen in der goldenen Kapsel an. Der schuldlose Sohn durch den schuldbefleckten Vater eingekerkert, gefoltert und einem schimpflichen Tode preisgegeben.“ Der andere wankte, Schaum trat ihm vor den Mund und mit den Worten „Blut, Mord, Kindsmord“ stürzte er in die Nacht hinaus. Er war wahnsinnig geworden.

Am folgenden Morgen fand man den Ratsherrn tot im Bett. In einem zurückgelassenen Schreiben offenbarte Thielebach die Herkunft des hingerichteten Studenten, umständlich und unwiderlegbar dessen Unschuld beweisend. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die Kunde von dem Ungeheuerlichen in der ganzen Stadt. Nur mit Mühe konnte das erbitterte Volk beruhigt werden. Unter Glockenklang und im Beisein des gesamten Magistrats wurde die Leiche des Studenten aus dem Winkel des Friedhofs ausgegraben und – dem allgemeinen Wunsch gemäß – an der Seite seiner Schwester Agnes bestattet.

Ich habe als Kind noch den Grabstein mit den drei Fröschen an der Mauer des alten Friedhofs gesehen, später soll er in den Hof des Gewerbemuseums gekommen sein.

## Berggefühl

Zu Berge! Aus Tälern!  
Dem Wirbel enthoben!  
Was drunten, ist sterblich,  
was ewig, glänzt droben.

In einsamer Höhe  
das Taglicht erblüht.  
In kühleren Fernen  
das Sternauge glüht.

Die Weiten ersehend,  
der Sonne verwandt –  
so steigt das Lichte  
unendlich vom Land.

Es spannt deine Seele  
die Flügel und schwebt.  
Vergängliches schwindet  
und Göttliches lebt. –

Karl Hans Bübner